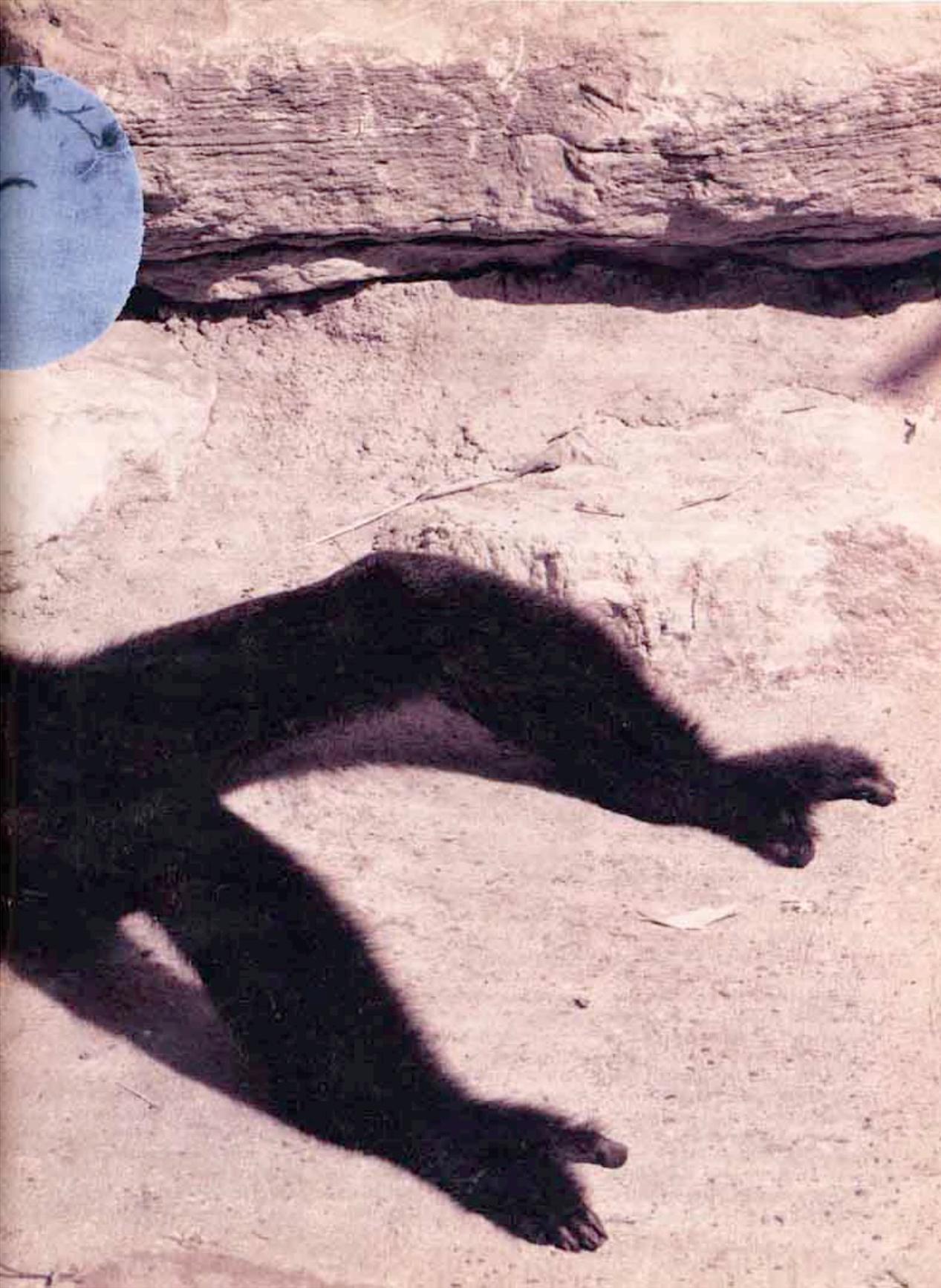


# MIT DEN SÄNGERN STIRBT

*Sie singen in den höchsten Tönen, und was sie singen, legte die Natur in grauer Vorzeit fest: Mit Duetten und Soli, die immer gleichen Mustern folgen, beginnen die Gibbonfamilien in den tropischen Regenwäldern Ostasiens ihren Tag. Nun stirbt der Wald, die Sänger müssen gehen.*

# DIE WELT

Theus, B. 1996: Mit den Sängern stirbt die Welt. *Das Magazin* (Wochenendbeilage des Tages-Anzeigers und der Berner Zeitung)



## Text Balz Theus Fotos Nathan Beck

Er findet Gibbons süß. «Ja, die Gibbonli», entfährt es ihm gelegentlich, «stundenlang könnte ich ihnen zuschauen.»

Man möchte fast sagen: Wo irgendwo auf dieser Welt ein einsamer Gibbon auf einer verlassenen Baumkrone hockt – Thomas Geissmann hat ihm seine Aufmerksamkeit gemacht; wo irgendwo alte Gibbonknochen lagern – Geissmann hat sie gezählt; wo Zuschauer sich um ein ausgestopftes Museumsexemplar scharen – Geissmann hat sich ihnen beigelegt; wo irgendwo eine tiefgefrorene Gibbonleiche liegt – Geissmann hat sich um sie bemüht. Kein Schädel, den er nicht vermessen, kein Zahn, den er nicht untersucht, kein Fell, das er nicht mit allen andern verglichen hätte. Was man an einem Affen abtrennen oder aus seinem Leib herauschneiden und konservieren kann, als ginge es um seltene Schätze, Kehlköpfe, Gebärmutter, Eierstöcke, Brüste, Föten, Penisse, Köpfe, Hände, Beine, Füsse, Arme, Mägen, Unfallspuren und Anomalien unterschiedlichster Art – der Postdoctoral Research Fellow aus Zürich hat sie gesehen.

Man kann ihn fragen, was daran so spannend sei. «Ist das nicht brotlose Kunst?» sagt man vielleicht. Er aber wird gelassen bleiben und zur Antwort geben: «Ich will's einfach wissen. Ich will wissen, was sie für Tiere sind. Ich will wissen, wie und warum ihre Gesänge entstanden und wozu sie dienen. Ich will wissen, wo die Gibbons wie singen, wie ihre Duette strukturiert sind und nach was für Kriterien sie entscheiden, ob sie mit den andern singen oder nicht oder das Repertoire wechseln oder die Strophe abbrechen. Ich möchte wissen, wie's funktioniert, aus blöder, individueller Neugier, und das ist es schon.»

Mit dem Entschluss, alles wissen zu wollen, hat es angefangen, und das Resultat ist: Man könnte in der Stadt Zürich unten ein leeres Blatt Papier nehmen, Gibbon drauf schreiben und es fortwerfen, und es würde sich in gebotener Eile selbständig machen und in Geissmanns Labor im Anthropologischen Institut der Universität hinaufstehlen, weil es sich ein Leben ausserhalb seiner Sammlung nicht vorstellen kann; eine Exdstenz abseits der Erkenntnisberge, die sich in seinem Besitz befinden und sich aus den unterschiedlichsten Materialien gebildet haben: aus den Aufzeichnungen grosser Affenforscher, aus unüberblickbaren Mengen wissenschaftlicher Arbeiten, aus Notizen, Sonderdrucken und Referaten,

aus Tonaufnahmen, Fotografien und Sonogrammen und aus besonderen Kostbarkeiten, von denen der Schädel der Patzi aus Berlin und die Beobachtungen eines niederländischen Botschafters nicht die geringsten sind.

Dieser Botschafter war R. H. Van Gulik. Er amtierte lange Jahre in Tokio, für Ihre Majestät. Die Wissenschaft hat ihm vorgehalten, es seien ihm nicht unbedeutende Fehler in der Affensystematik unterlaufen. Aber ein weiches Herz hatte er. Er wies in einem wunderbaren Buch darauf hin, wie eng im alten China die Freundschaft zwischen Mensch und Gibbon war. «The Gibbon in China. An Essay in Chinese Animal Lore», hiess sein Werk. Es ist vergriffen. Der Botschafter schrieb darin: «Ich kann nicht sagen, was mehr zu des Gibbons Glanz beigetragen hat – die Verse und Aufsätze, mit denen die chinesische Dichtung ihn während 200 Jahren besang, oder die faszinierenden Gibbonbilder alter chinesischer Maler und Zeichner. Oder waren es nicht doch die unbeholfenen Inschriften über Gibbongräbern, die man in verwilderten Gärten findet, von Kinderhand aus Kosenamen gebildet, bis bald darauf der tropische Regen sie fortspült?» – So etwa endete das Buch.

Auf einem Foto sieht man, wie der Diplomat dem Äffchen Bubu das Fläschchen gibt. Auch Kriminalromane soll er geschrieben haben. Die Nacht verbrachte das Äffchen Bubu in einem weich gepolsterten Karteikistchen, aber tagsüber wollte es sich von Beinen und Armen des Botschafters kaum lösen. Ein Häufchen Leben klammerte sich an ihn, schwarz und weich, mit einem weissen Haarkranz ums Gesicht, mit brand-schwarzen kugeligen Augen, winzig – es hätte bequem auf der Fläche einer Hand Platz gehabt. Das Äffchen Bubu war zwei Monate alt gewesen, als Van Gulik es gekauft hatte. Aus dem Fläschchen trank es Milch, vermischt mit etwas Lebertran. Nach sechs Monaten fiel es einer Virusinfektion zum Opfer. Sie waren in Malaysia unterwegs. Die Ohren wurden heiss, der Atem ging heftig, die Augen glänzten wie noch nie. In drei Stunden war's vorbei. Zu helfen gab es nichts. Der Botschafter schrieb: «Er starb friedlich in meinen Armen.»

Es gab Zeiten in China und anderswo, da verwandelten sich Gibbons in Menschen und umgekehrt. Vor 3000 Jahren durchlief das Heer des sagenhaften Königs Mu diese Transformation. Aus den Edlen wurden Gibbons und Kraniche, aus den Mindern Insekten und Sandkörner.

Die gewöhnlichsten aller Affen im alten China waren die Makaken. Die Chinesen kannten sie von ihren Kunst-

stücken in den Schaubuden der Wandertruppen und von unzähligen Geschichten über Lug und Trug, Wechselfertigkeit und menschliche Neugierde. Die Makaken hatten Schwänze und stahlen das Geheimnis des langen Lebens aus dem Paradies. Dagegen stand der Gibbon für die Ideale des Menschen und seine Verwachsenheit mit der Natur. Van Gulik schrieb: «Vom Gibbon gehen dunkle Wissenschaften und magische Fertigkeiten auf den Menschen über, und sein Gesang ist es, der in mondbeschiedenen Nächten und im Dunst des heranbrechenden Tags die erhabenen Gefühle der Dichter und Maler antreibt.»

Hoch oben in den Baumkronen erspähte der Kriegsherr Teng Tschü eine Gibbonfrau. Er schoss auf sie und streckte sie nieder. Ihr Baby aber, das sie mit sich trug, zog den Pfeil aus dem Leib der Mutter und legte Baumblätter auf ihre Wunden. Nun seufzte Teng Tschü. Seinen Bogen warf er in den Fluss, denn was er gesehen zeigte ihm, dass auch er sterben würde. Ein Jahr wurde er von Verschörern getötet. Jetzt ist der General seit 2246 Jahren tot, wir sind am Vorabend in der Stadt Mulhouse angekommen; der Zoo dort ist aus einem botanischen Garten hervorgegangen und liegt grosszügig angelegt in einer Parklandschaft mit hohen alten Bäumen, in deren Kronen zahllose Vögel die Sonne erwarten, die ihre Strahlen nun durch das Laubwerk schiebt, früh am Morgen, während die Tierscharen sich erheben und die Luft mit ihren verschiedenartigsten Lauten füllen, so ungefähr könnte man sich das Paradies vorstellen.

«Oh! – Bébé!» rufen die Kinder vor den Gibbongehegen. Sie strecken die Hände aus und recken den Kopf vor, zeigen auf das Äffchen, das sich bei allen Drehungen und Schlaufen mit aller Kraft an den Bauch der Mutter krallt, die wie ein Pfeil durch den Käfig schnell, unter geschicktem Einsatz ihrer überlangen Arme ein übers andere Mal die Höhe und die Richtung wechselnd. Mit welcher Eleganz sie das tut! Mit welcher traumwandlerischer Sicherheit! «Ils s'amuse», geben die Menschenmütter ihren Kindern gutgelaunt zur Antwort, aber jetzt möchten wir den Gesang hören, desentwegen wir hergekommen sind, den berühmten Morgengesang der Gibbons,



der einst durch Chinas Wälder hallte und seine Dichter und Herrscher in Schwermut warf. («Ich setze dich frei», sagte Tschü Tschung-Fu zum Gibbon seines Herzens, «der du den zehntausend Meilen der tausend Berge zugehörst, wo Wasserquellen und üppiges Grün deine freundlichen Nachbarn sind... doch meide bitte, wenn du singst, die Flüsse Hsiao und Hsiang, damit nicht der Reisende im einsamen Boot auf dem mondglänzenden Wasser in Trauer versinkt.»)

Wenn es sein muss, wartet man lange, bis die Gibbons ihren Gesang anstimmen. In Europa leben sie in Käfigen, deren Grundfläche hier in Mulhouse vielleicht vier auf vier Meter misst, drei Meter in der Höhe. Der Wissenschaftler

Geissmann steht am Gitter. Bügelfalten ziehen sich scharf über seine graue Hose, und ungeachtet der Hitze schmiegt sich sein helles Hemd in ein rostrotes Veston; Geissmann trotz dem Sommer. Er hat eine leise Stimme und einen milden Charakter. Er ist hierhergekommen, um Tonaufnahmen zu machen, ein Aufnahmegerät von beachtlicher Grösse baumelt an seinem Leib. Zuoberst am Gitter klebt Chloe und schimpft ohne ersichtlichen Grund.

Diese Unruhe, meint Geissmann nun, könnte der Auftakt zum Singen sein.

Thomas Geissmann hat 1980 zum ersten Mal solche Aufnahmen gemacht, als Student, im Zürcher Zoo. «Funktion der gesanglichen Lautäusserungen des Siamangs» hiess seine Diplomarbeit. In diesem Stil ging es weiter. In seiner Doktorarbeit befasste er sich mit der «Evolution in der Gibbonkommunikation». Je mehr Museen und wissenschaftliche Sammlungen er abklapperte, je mehr Zoos auf der ganzen Welt er besuchte, je tiefer er bei Feldbeobachtungen in den Urwald eindrang, das Gestrüpp durchbrechend, welches das Ufer der Flüsse säumt, desto wärmer wurde ihm ums Herz. Er suchte, das Aufnahmegerät und den Fotoapparat in Griffweite, die Gibbons in den Baumkronen von Vietnam, Malaysia und China und stellte fest, dass er, noch öfter, als er befürchtet hatte, vergebens nach ihnen forschte. Er schulte sein Ohr, bis er noch auf zwei Kilometer Distanz die Stimmen der

Eltern und ihrer Kinder getrennt erkennen konnte und welcher Spezies sie zugehörten. Er verinnerlichte die Duette, Soli und Refrains. Obwohl ihm nur der Kehlkopf eines Menschen eigen ist, singt er die meisten Gibbonstrophen selbst.

Er ist unermüdlich. Mittlerweile 39 geworden, konzentriert er sein Interesse nun auf die Schopfgibbons. Eines Tages werden diese ihm erklären, warum sie anders singen als die andern Gibbonarten und warum sie Gesang und Farbe im Lauf des Lebens mehrmals wechseln.

«Der Schopfgibbon», sagt Thomas Geissmann, «kommt gelb zur Welt. Alle Babys: gelb. Du hast eins gesehen in Mulhouse, das Neugeborene mit dem gelben Flaum, das den Kindern so gefiel. Dann dauert es acht bis zehn Monate, und ausnahmslos alle wechseln zu schwarz und fangen etwas zu singen an, was ungefähr so tönt wie die Strophe der erwachsenen Weibchen. Wenn sie nach weiteren vier oder fünf Jahren aber die geschlechtliche Reife erreichen, wechseln die weiblichen Jungtiere nochmals die Farbe, die männlichen dagegen den Gesang. Im Erwachsenenalter unterscheiden sich die Geschlechter somit in Farbe und im gesanglichen Ausdruck. Und was tun die jungen Schopfgibbons? – Sie geben eine Farbinformation über das Geschlecht ab – nämlich schwarz –, die nur bei den Männchen zutrifft, und sie geben zum selben Thema eine Gesangsinformation ab – nämlich Weibchengesang –, die nur bei den Weibchen zutrifft. Das heisst: 50 Prozent der Information, die sie in der Jugend abgeben, ist zu jeder Zeit falsch. Das ist das Paradoxon. Warum nur machen sie das, und warum nicht alle Gibbonarten gleich?»

Uns, die wir noch nicht einmal von Hunden oder Katzen, Schafen oder Kühen besonders viel verstehen, mag es einfach erscheinen: Gibbons sind Tiere, die mit aller Wahrscheinlichkeit auf dieser einen Welt der völligen Ausrottung entgegengehen. Ihr Lebensraum in den Regenwäldern Ostasiens schrumpft mit jedem Jahr weiter. je nach Spezies fünf bis zwölf Kilogramm schwer, ausgestattet mit einem schlanken Körper und einem dichten, weichen Fell, mit lebhaften Augen, schmalen Lippen und ausserordentlich langen Armen und Händen, bevölkern sie, wo er noch existiert, den Saum zwischen Himmel und Erde, der durch den oberen Rand der Baumkronen läuft, die das Dach des sich lichtenden Urwalds bilden. Dort oben, wo mancher schon die Freiheit wähnt, 30, 40 Meter über dem Boden, gehen sie aufrecht oder hangeln an den Ästen oder

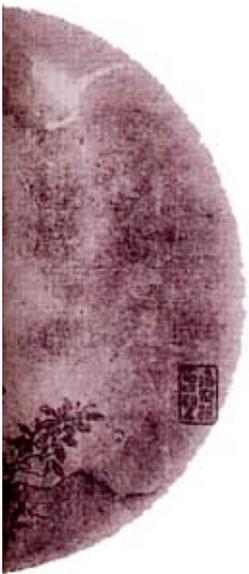
schwingen sich im freien Flug durch die Luft, ohne einen Fuss auf die Erde zu setzen. Sie leben beständig und sorgen in kleinen Familien füreinander. Man vermutet, dass ein erwachsenes Paar nicht mehr auseinandergeht, wenn es sich einmal gefunden hat. Man denkt, es bleibe zeitlebens in seinem Revier. Vermutlich singt es, um den Zusammenhalt zu stärken und konkurrierenden Artgenossen den Besitz anzuzeigen. Den jungen Erwachsenen aber, wenn sie die Familie verlassen, hilft der Gesang womöglich, einen Partner anzulocken.

1925 legte man in den Gärten Bangkoks eine Leine um die Hüfte gefangener Gibbons und sorgte dieserart dafür, dass sie nicht davonliefen. Sie waren wie Spielzeuge, die Gefallen am Menschen gefunden hatten. Es war nicht leicht, ihrer habhaft zu werden. Man sammelte sie im Wald. Wenn ein Weibchen vom Baum herab auf die Erde fiel und tödlich getroffen liegenblieb, konnte man das Junge von ihrem Körper ablösen und mitnehmen.

In diesen Wäldern wimmelte es von Gibbons, als Reynold A. Spaeth sich entschloss, ihre Fortpflanzung an Ort und Stelle näher zu untersuchen. Der Mann aus Baltimore unterschied sich von andern Forschern. Damals war es üblich, dass gewöhnliche Jäger und Fallensteller die Zoos und wissenschaftlichen Sammlungen mit «Tiermaterial» versorgten. Spaeth dagegen begab sich selber ins Freiland und wurde dadurch zur Symbolfigur; mancher wird sogar geneigt sein, nicht nur seinem Ausbruch aus dem Labor, sondern seinem ganzen abenteuerlichen Einsatz, der in eine Katastrophe mündete, symbolische Bedeutung zuzumessen. Bei Sriracha, 80 Kilometer südöstlich von Bangkok, schlug er sein Zelt auf. Obwohl er ein Laborwissenschaftler war, wollte er nicht darauf verzichten, seine Sammlung eigenhändig einzutreiben.

An seinem Arbeitsplatz notierte er: «Gibbonmännchen, geschossen 8.30 Uhr am 26. Befand sich auf Baum mit grossem und einem kleineren Weibchen, von denen beide entkamen.» Er schrieb in sein Journal: «Gibbonweibchen. Geschossen am 26. Mai morgens, aber erst 24 Stunden später gefunden. Trächtig mit etwa fünf Monate altem Fötus. Länge (Nase bis Anus): 0,48 m. Armspannweite (von Nagel zu Nagel): 1,42 m. Kopf entfleischt, Füsse und Fötus mit Plazenta und Uterus in 5 Prozent Formalin.» Er hielt fest: «Gibbonweibchen, 2. 6. 1925. Mit zwei Schüssen erlegt. Tnächtigt. Fötus auf der rechten Seite liegend, beide Hände auf der linken Schulter.»

Spaeths Feldbeobachtungen erstreckten sich über acht Tage. Vom 26.



Mai bis zum 2. Juni 1925 schoss er 14 Tiere. Er legte Knochen frei, machte Scheidenabstriche, separierte die Körperteile, die ihn interessierten, und legte sie in Formalin, auf dass sie nicht verweseten. Er selbst aber erlag wenige Tage später, am 26. Juni, einer Tropenkrankheit. So erinnert sein Schicksal an das Los des chinesischen Kriegsherrn Teng Tschü, der mit dem Pfeil auf eine Gibbonnutter schoss.

Auf den Tierbestand hatte Spaeths Wirken keinen Einfluss; nur in einigen wenigen Gebieten hat die Bejagung, so sehr sie auch zu verurteilen ist, die Gibbons ausgerottet. Es ist der Habitatsverlust, das vom Menschen verursachte Verschwinden des Lebensraums, der die Sache irreparabel macht. Deshalb gibt es in der Gegend, in welcher der Forscher aus Baltimore mit dem Leben bezahlte, was er tun zu müssen glaubte, und in vielen andern einst dicht bewaldeten Landstrichen – in weiten Teilen Javas, Thailands und Vietnams und in den meisten Regionen Chinas – keine Gibbons mehr. Spaeths Totenkabinett dagegen lebt. Seine Sammlung ging noch 1925 in die USA und trat später von dort die Reise in die Schweiz an.

Als er noch in Aarau zur Schule ging, züchtete Thomas Geissmann Schmetterlinge. Als er noch nichts von Gibbons wusste, häufte er daheim in der elterlichen Whonung Muscheln, Mineralien und Versteinerungen an. Diese seine Sammlung im Knabenzimmer ergänzte er mit drei ausgestopften Vögeln, und in seinen wunderbarsten Träumen erstand das eigene naturhistorische Museum.

«Der Nachteil war», sagt Geissmann, «dass ich in meiner gesamten Jugendzeit nie jemanden kennengelernt habe, der auch nur eins meiner Hobby teilte.»

Irgend etwas in seinem Leben hat vor vielen Jahren dazu geführt, dass es sich auf den Gibbon zuspitzte, mit allen Konsequenzen; aber jetzt herrscht Seligkeit: Sie singen! Links und rechts von Chloes Käfig hat's angefangen, der Zoo von Mulhouse erbebt von Trillem und staccato vorgetragenen Lauten, versinkt in langgezogenen Melodienbögen, welche die Weibchen, von zögerlichen Jungtieren nur halbherzig unterstützt, mit geschürzten Lippen intonieren und dann, in Erwartung der Antwort der Männchen, rhythmisch in die höchsten Höhen hinaufzutreiben verstehen. Wie eine Flutwelle breitet es sich aus, hallt von der Quarantänestation zurück, begräbt Wolfsgeheul, Büffelschnauben und Störchengeklapper unter sich und zermalmt den armseligen Ruf eines verlassenen Esels.

Es ist nicht zu beschreiben. Die Affen benehmen sich wie nervöse Menschen. Sie verharren eine Weile mit schrägem Kopf, scheinen mit starrem Gesichtsausdruck nach Konzentration und Fassung zu ringen, um dann plötzlich in hektische Bewegung, ja Raserei zu verfallen, in einen wilden Wirbel, in dem ihre Körper ein schmerzhaftes Zusammenprallen nur knapp vermeiden. Und ebenso schnellen ihre Stimmen durch Höhen und Tiefen, durchmessen Ozeane von Melodien und Rhythmen. Singen sie herzerreissend schön, ohrenbetäubend oder melodios? Brüllen sie vielleicht oder tirilieren sie? Kreischen sie, und zersägen sie die Luft, oder erfüllen sie sie mit wunderbaren exotischen Tönen? Brausen sie auf, oder fallen sie in sich selbst zurück? – Was für Fragen: All dies tun sie zur selben Zeit.

«Das», sagt Thomas Geissmann, «ist der Gesang der Gibbons.»

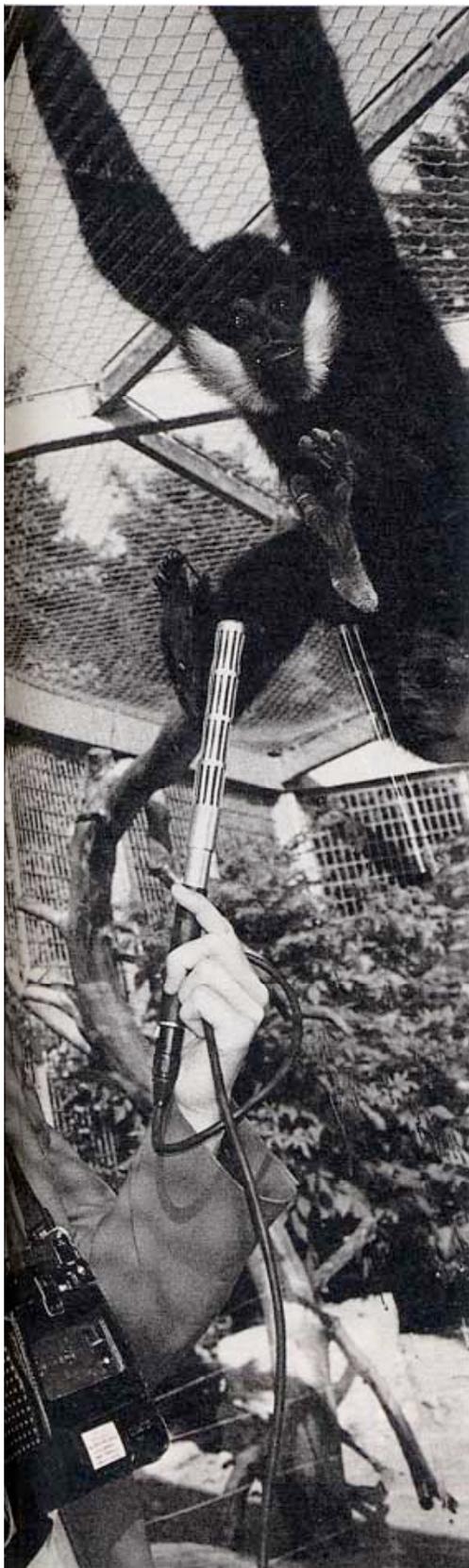
«Wir werden sie auftauen, wenn Sie kommen», sagte der Professor in der Säugetierabteilung des Pariser Naturhistorischen Museums. Thomas Geissmann sass freudestrahlend am Telefon. Der Professor in Paris hat drei tiefgefrorene Schopf Gibbons in seiner Obhut, verstorbene Zootiere, denen die Eiseskälte im Gefrierfach die Rückkehr in die Erde verwehrt, die ihre Vorfahren, als sie noch lebten, auf ihren luftigen Bäumen verlacht haben mögen. Nun geben sie ideale Studienobjekte ab.

Drei Exemplare aufs Mal – was für eine Rarität! Geissmann möchte hinfahren und die Leichen öffnen. Es gibt da nämlich ein paar Fragen. Einige Gibbonarten haben einen Kehlsack und andere nicht. Einige brauchen ihn zum Singen, und andere sehen lieber von bestimmten Tönen ab, als dass sie ihn benützen. Haben sie überhaupt noch diesen Sack?

Doch dann zeigt sich, dass der Glanz des Gibbonforschers mit Entbehrungen erkaufte ist. «Weisst du eigentlich», fragt er, «dass ich das Geld für meine Forschung, ja sogar für meinen Lebensunterhalt, schon fast zusammenbetteln muss?» Der Gibbonforscher lebt von der Hand in den Mund. Das Geld für Paris brachte er so schnell nicht zusammen. Das Rätsel um den Kehlsack löste er nicht, und viele weitere sind ebenfalls noch offen.



Thomas Geissmann, der Zürcher Gibbon-«Sprachforscher», vermag Stimmen der Gibbonkinder und Gibboneltern auf grosse Distanz auseinanderzuhalten; auch singt er viele Gibbonstrophen selber.



einsam ein einziger Klossgibbon, der einzige in Europa, der einzige gar in der westlichen Welt. Es ist ein Mann. Er singt immer allein, hört nicht auf die andern, singt fast eine Stunde lang, jeden zweiten oder dritten Tag, mit höchster Konzentration und unbeweglich, dann hält er inne und geht seinen gewöhnlicheren Verrichtungen nach. «Was fühlt er?» möchte man erfahren, im Wissen um die Tatsache, dass der Mensch besingt, was er liebt. Was für ein unsinniger Vergleich!

Es ging gegen Ende 1966, als Botschafter Van Gulik die letzten Kapitel seines Buches über den Gibbon vollendete, in dem er vom früh verstorbenen Äffchen Bubu erzählte und einen Vorfall schilderte, der fast wie im Märchen mit den Worten begann: «Einmal wurde mein Gibbon Cheenee, ein Weibchen, das sich in unserem Haus in Kuala Lumpur frei bewegen konnte, von einer Lungenentzündung befallen.»

«Mit hohem Fieber», fuhr der Botschafter fort, «lag sie teilnahmslos im Bett eines meiner Kinder und liess widerstandslos zu, dass der Veterinar ihr eine Spritze gab. Am zweiten Tag erschien sie völlig erschöpft, den Fruchtsaft musste man ihr einlöffeln. Der Arzt zweifelte allen Ernstes, ob sie sich nochmals würde erheben können. Am Nachmittag aber, als wir auf der Terrasse draussen Tee tranken, kam sie zu unserer Überraschung plötzlich ins Freie: Trotz ihrer Schwäche hatte sie es fertiggebracht, aus dem Bett zu klettern und die Treppe herunterzukommen. Mühsam schleppte sie sich zum Garten. Da sie uns völlig ausser acht liess und offensichtlich allein sein wollte, gab ich meiner Familie das Zeichen, ruhig zu bleiben und lediglich zu beobachten, was sie tun würde.

Sie schleppte sich zum höchsten Baum und begann zu klettern, langsam und mit vielen Erholungspausen. Zuerst setzte sie sich mit gebeugtem Rücken, die Knie an den Körper gezogen, das Kinn auf den gekreuzten Armen, und schaute verloren über die Baumwipfel in die Ferne. In dieser Pose wäre sie gestorben, wenn nicht nach einer Stunde das Antibiotikum zu wirken begonnen hätte, das ihr der Veterinar verabreicht hatte. Als sie herunterkam, ging sie nun geradewegs auf uns zu. Sie trank eine Tasse Tee und war damit zufrieden, dass wir sie wieder ins Bett brachten. Am nächsten Morgen war das Fieber gegangen, und sie erholte sich. An der Tatsache, dass sie glaubte, sterben zu müssen, ändert das indes nichts, und man darf getrost annehmen, dass sie sich wie ein Gibbon in Freiheit verhielt, wenn er sein Ende herannahen fühlt.»

Diesen Sätzen fügte der Botschafter Ihrer Majestät den Schluss hinzu: «Eine höchst würdevolle Art zu sterben, um die sie manch ein Mensch beneiden könnte.»

Aber jetzt sind wir im Norden Thailands, im Urwald nahe der Grenze zu Burma, in einem Gebiet, das Geschichte machte. Ein Gibbonpaar schwingt sich mit seinem Nachwuchs durch die Bäume. Die Menschheit ist durchs Jahr 1937 unterwegs, doch für die Gibbonfamilie ist diese Zahl so bedeutungslos wie ein Strich auf einer Landkarte; sie bewegt sich, ob sie schläft oder wacht, durch ihren eigenen zeitlosen Raum.

Der Urwald ist in der Nacht voller Ahnungen; noch das leiseste Geräusch erschreckt die Schläfer. Die Gibbonfamilie hatte sich, mit freiem Blick in die Tiefe, unter einem dichten Blätterdach zur Ruhe begeben, das sie gegen oben abschirmte; ihre grössten Feinde sind die Greifvögel, die vom Himmel herabschiessen, und die hungrigen Baumschlangen, die sich lautlos von unten nähern. In einen leichten Schlaf versunken, eng umschlungen, das jüngste Tier in den Armen der Mutter, das zweite in jenen des Vaters, erwarteten sie kauend den Tag. Als das Licht kam, streckten sie sich gähnend. Sie räkelteten sich und schüttelten den Tau aus ihrem Pelz. Sie pissten und fingen an, in den grünen, dampfenden, lebensstrotzenden Urwald hineinzusingen.

Nach einer Viertelstunde hatten sie genug. Die Gibbons der ganzen Region wussten nun, da alle sangen, wer sich wo befand, und hielten Distanz. Trotzdem kann es an den Reviergrenzen zu unfreundlichen Begegnungen kommen. Meist genügt dann ein kurzer Blick, um die Ordnung wiederherzustellen, aber es können auch erbitterte Kämpfe ausbrechen. Die Gibbons haben scharfe, unglaublich lange Eckzähne und reissen dem Gegner das Fleisch vom Knochen, wenn sie zugebissen haben.

An den Ästen hängend, suchte die Gibbonfamilie Nahrung, Früchte, Blätter, Sprossen, Blumen, Raupen, Spinnen, Heuschrecken, Eier aus Vogelnestern und so weiter. Mit unglaublichem Reflex schleuderten die Tiere ihre Arme nach vorbeifliegenden Bienen und Wespen. Mit den Händen schüttelten sie sie, bis sie reglos waren, um sie dann zum Mund zu führen. Sie patrouillierten durch einen Teil ihres Reviers und suchten den nächsten Schlafbaum auf. Es war Mittag geworden, sie ruhten sich aus. Die beiden Jungen tollten herum. Die Eltern beobachteten sie aufmerksam, sie frassen noch ein wenig und pflegten eins des andern Fell. Dann war der Tag wie jeder andere vorüber, und eine neue Nacht stand bevor. Vom Boden her drang ein Geräusch ans Ohr des Affenmännchens. Es sah hinab und erblickte tief unten den Mann, der es demnächst erschiessen würde.

Es gab Hunderte von Expeditionen zum Zweck, die Museen zu füllen mit bestimmten Arten oder mit Sammlungen von einem bestimmten Gebiet, aber es hat wenige gegeben, die so gross aufgezogen waren wie die A.P.E.-Expedition von 1937. Sie hatte ihren Ausgangspunkt in Amerika. Die Wissenschaftler A. H. Schultz, H. J. Coolidge und C. R. Carpenter führten einen Riesentross von Menschen und Material mit der Eisenbahn nach Chiang Mai im Norden Thailands und von dort auf Ponys westwärts in Richtung Burma. Zwei Monate, nachdem sie in Baltimore losgetreten worden war, kam die Lawine im thailändischen Urwald zum Stehen. Auf einer Bergflanke auf halbem Weg zum Doi Angka, der höchsten Erhebung des Landes, bauten die Männer das Basislager.

Sie hatten es, anders als der unglückliche Reynold A. Spaeth zwölf Jahre zuvor, nicht auf einzelne ausgewählte Gibbons, sondern auf alle miteinander abgesehen. Die Idee war einfach: So, wie man aus einem Fussballfeld einen geeigneten Rasenziegel aussticht, um den Zustand des ganzen Rasens abzuschätzen, wollten sie in einem genau umgrenzten Stück Urwald möglichst viele Individuen zur Strecke bringen und mit dem Bild, das sie so gewannen, Schlüsse auf die Gattung der Gibbons als Ganzes ziehen. Das war die Überlegung hinter dem Plan.

Tatsächlich vermochte der gnadenlose Blick auf das Urwaldstück einiges über den Gibbon, sein Leben und seinen Tod auszusagen. Gleichermassen konnte man aber auch zur Überzeugung kommen, dass das Unterfangen vielleicht noch mehr über den Menschen aussagte. Während Wochen flutete ein ständiger Strom von Jägern ins Camp und wieder hinaus, die nur einen Auftrag hatten: Sie sollten, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder besondere Umstände, so viele Affen niederschliessen, wie sie konnten. Diesem Auftrag kamen sie mit allem nach, was geeignet war, einen Gibbon tot von seinem Baum zu holen, mit Gewehren, alten Vorderladern, mit Blasrohr und Pfeil. Einige hundert Tiere fielen dem Gemetzel zum Opfer. Schultz zahlte – und was daraus wurde, war eine riesige Skelettsammlung von enormem wissenschaftlichem Wert, die heute noch Nutzen trägt und seit nunmehr über einem halben Jahrhundert die Grundlage zahlreicher Forschungsarbeiten bildet.

Was für ein sanfter Mensch war dagegen der Tierpfleger Fischer! Im Ostberlin der 60er Jahre trug er ein Körbchen durch den eisig kalten Winter. Ein Gibbonbaby lag darin. Er hatte es

Tausende von Kilometern entfernt in Nordvietnams Hauptstadt entgegen- genommen. Er hatte Bananen und Reis gekauft, bevor er sich auf den Heimweg machte, und das Körbchen besorgt, damit die kleine Patzi auf der ruppigen, rauhen Seefahrt, die ihr bevorstand, weder friere noch gestohlen werde noch sonst etwas erleide, wovon der Himmel Aff und Mensch verschonen möge.

Die Patzi war damals vielleicht ein Jahr alt. Sie hätte auf der entbehrungsreichen Überfahrt dreimal sterben können, doch sie lebte. In den Zoos waren die Gibbons damals Verbrauchsware, sie starben wie Fliegen, an Grippe, an Lungenentzündung, an falscher Ernährung, an falscher Haltung, und kaum ein Tier erreichte je das Alter, in dem es sich hätte fortpflanzen können. Die kleine Patzi im Tierpark Berlin aber wuchs. Trotz allen Hindernissen wurde sie erwachsen und starb schliesslich, sieben Kilo schwer und hochbetagt, im Jahr 1986.

Zwischen den Papierbergen in Thomas Geissmanns Labor redeten wir über sie und wollten schon fast zu Schwärmen anfangen. Ihr langes Leben, fanden wir, machte sie bemerkenswert, doch unsterblich machte sie ihr Gesang. Denn so etwas wie der Gesang der Patzi

war vor ihr weder in Europa noch in Amerika, noch in Asien, noch sonst irgendwo auf dieser Welt auf ein Tonband aufgezeichnet worden. Sie gelangte in den Ostberliner Tiergarten in einem einfachen Körbchen aus Hanoi und produzierte doch einen derart eigenartigen Gesang, dass noch nicht einmal der Spezialist Geissman ein und aus wusste.

Er hatte ihre Stimme im Ohr, als er später auf Hainan war, und plötzlich kam es ihm vor, als ob die Patzi ihm zu seinem bisher grössten wissenschaftlichen Erfolg verhelfen wolle. Auf dieser chinesischen Insel vor der nordvietnamesischen Küste hat es ein kleines Schutzgebiet, und wenn man sich lange genug umhört, kann man dort den Gesang einiger weniger Gibbons vernehmen. Thomas Geissmann freute sich, als er ihrer gewahr wurde, nach ein paar Tönen aber stockte sein Blut: Auf Hainan sangen sie das Lied der Patzi!

Die Wahrheit ist, dass sie alle, die Patzi und die wenigen Gibbons auf Hainan, vermutlich zu einer bisher unerkannten eigenen Art gehören. Was für eine Entdeckung! Es wird noch einige Abklärungen brauchen, aber eines Tages wird die tote Patzi in den Büchern der Gelehrten wahrscheinlich nicht mehr als

*Hylobates concolor concolor*, sondern vielleicht als *Hylobates nasutus nasutus* oder als etwas noch Besseres überleben. Dann wird man sagen können, dass der Gesang der Gibbons, dieses Werk des Himmels, auch noch die Auffindung einer zwölften Gibbonart ermöglichte.

Seine Fahrten nach Indochina bestätigten Geissmann aber auch, wie riesig das Gebiet war, das dem Gibbon einst zum Leben diente, und wie wenig davon übriggeblieben ist: da ein Fleck und dort ein Fleck, da ein Wald und dort ein Wäldchen. Indochina war in früherer Zeit fast vollständig mit Bäumen bedeckt, doch heute hat Vietnam über 80 und Hainan über 90 Prozent seiner einstigen Waldfläche verloren; die Gibbons auf Hainan sind nicht einmal mehr ihrer 20. Ihre Existenz ist so brüchig, dass niemand wird überrascht sein müssen, wenn bei einer allfälligen definitiven Aufnahme der zwölften Gibbonart in die wissenschaftliche Literatur auch gleich ihr Aussterben bekanntgegeben werden wird.

**BALZ THEUS** ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazin». **NATHAN BECK** ist freier Fotograf, Mitglied der Agentur Regards.